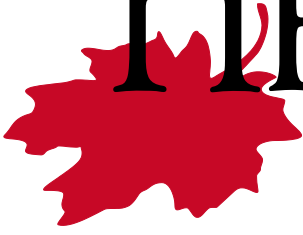


MAGAZIN FÜR UNNA

HERBST-BLATT



Juni - Juli - August 2020

Nr. 99



SOMMERZEIT

AUSSERDEM IN DIESER AUSGABE:

HEIMATERDE UND CORONA • ELSE LASKER-SCHÜLER
RETTER DER STADT • DER KÖLNER DOM

Zum
Mitnehmen



Inhalt

- 3 Also sprach der Esel:
„Befolgt die Anordnung der Behörden!“
- 4 Ein Morgen auf dem Bahnsteig
oder: Wer ist Else Lasker-Schüler?
- 6 Retter der Stadt
- 8 Der Kölner Dom
- 9 Es ist wieder passiert
- 10 Unna – ein merkwürdiger Name
- 11 Erinnerungen
- 12 Geh aus, mein Herz und suche Freud
Paul Gerhardt (1607–1676)
- 14 Wohin mit all den Büchern?
- 16 Kaum zu glauben
- 17 Glück – in Ostfriesland gefunden
- 18 Heimaterde und Corona
- 20 Die Turteltauben
- 21 Hätten Sie es gewusst? Nelkenöl
- 22 Opa klärt auf
Heute: Opa erklärt das Ergometer
- 24: Teppiche fördern die Bildung
Ägypten

Impressum

Herausgeberin: Kreisstadt Unna
Hertinger Straße 12
59423 Unna
Tel.: 02303/256903
Internet: www.unna.de/herbstblatt/
V.i.S.d.P: Dr. Bärbel Beutner
Internet: Marc Christopher Krug

Redaktion:
Andrea Irlinger, Bärbel Beutner, Benigna Blaß,
Brigitte Paschedag, Christian Modrok, Franz Wiemann,
Ingrid Faust, Klaus W. Busse, Klaus Thorwarth,
Reinhild Giese, Ulrike Wehner

Seniorenarbeit Kreisstadt Unna: Linda Brümmer
Seniorenarbeit Fäßchen: Markus Niebios
Titelfoto, Tagpfauenfalter: Franz Wiemann
Gestaltung: Andrea Irlinger
Druck: WIRmachenDRUCK
GmbH, Backnang

Das nächste **HERBST-BLATT**
mit der Nr. 100 erscheint
im September 2020!

Liebe Leserin, lieber Leser!

Auch wir waren gezwungen, andere Wege zu gehen, damit dieses Heft erstellt werden kann. Statt der sonst üblichen Treffen innerhalb des Redaktionsteams haben wir uns zum Austausch aller Ideen und Textvorschläge per E-Mail entschieden. Und so haben Sie mit diesem Heft zum ersten Mal ein fast „elektronisches Papier“ vor sich liegen. Ohne jetzt in das allgemeine Wehklagen der Epidemie-Geschädigten einfallen zu wollen, geht's hier gleich „in medias res“.

Bekannt dafür, immer wieder Berichtenswertes und Bemerkenswertes in einem einigermaßen ausgeklügelten Verhältnis zueinander zu Papier zu bringen, konnten wir die gewohnten Kolumnen füllen. Ob nun Historisches zur Entstehung des Stadtnamens Unna, literarisch Wertvolles über die deutsche Dichterin Else Lasker-Schüler oder zum Schmunzeln bringende Einzelerlebnisse: Fühlen Sie sich ganz einfach von uns unterhalten.

Erneut ist uns also ein Mix aus Ernstem bis Nicht-Ernstem gelungen. Dabei steuern wir unaufhaltsam auf die Jubiläumsausgabe vom *Herbst-Blatt* zu: Heft Nr. 100 soll einen würdigen Rahmen kriegen, der sich nicht nur an einem leicht erweiterten Umfang bemessen lässt. In dem Zusammenhang würden wir uns, liebe(r) Leser/in, weiterhin über einen schriftlichen Beitrag Ihrerseits freuen. Der kann als Leserbrief, als Kommentar oder auch als eine aus ganz persönlicher Sicht verfasste kleine Geschichte geschrieben sein.

Aber beeilen Sie sich bitte: Mit diesem Heft liegt bereits die Nummer „99“ vor Ihnen.

Übrigens: Falls Sie doch noch einen Fehler entdecken, schieben Sie es ganz einfach auf das Coronavirus!

Im Namen der Redaktion
Franz Wiemann

Also sprach der Esel: „Befolgt die Anordnung der Behörden!“



Freunde, ich vermisse euch. Schon lange geht mein Freund und Treiber nicht mehr mit mir durch die Straßen unserer schönen Heimatstadt Unna. Die Nachrichten über die Verbreitung des Corona-Virus hat unser Verhalten geändert. Jetzt erkennt man in meinem Freund den disziplinierten Menschen, der für das Wohl der Gesellschaft ohne zu Murren die Anordnung der Behör-



den befolgt. Wir bleiben zu Hause. Jeden zweiten Tag schleicht er früh morgens in den nahegelegenen Supermarkt um etwas zu essen zu holen. Nach seiner Rückkehr wäscht er sich länger als sonst die Hände und reinigt auch die Henkel der Einkaufstasche und das Portemonnaie. Große Vorratskäufe macht er nicht. Er vertraut den Behörden, die eine genügende Versorgung von Lebensmitteln versprochen haben. Wir möchten nicht anderen Menschen etwas wegnehmen und möglichst frische Ware einkaufen.

Ich fragte meinen Freund, ob er mir nicht auch die Hufe waschen wird. Er lächelte

und sagte, dass es nur die Menschen betrifft. Aber zu meiner Beruhigung hat er mir die Füße mit einem Desinfektionsmittel eingesprüht und im Eingang zu meinem Stall eine mit dem Mittel getränkte Matte hingelegt. Dass er mit mir nicht mehr durch die Stadt gehen will, hat auch seinen Grund. Er meint, dass dadurch, dass ich unterwegs von vielen Freunden gestreichelt

werde, ich mit meinem Fell Krankheitserreger übertragen könnte. Auch striegelt er jetzt länger mein Fell, putzt meine Hufe und mein Riemenzeug.

Der Gesichtsausdruck meines Freundes macht mir Sorgen. Der von Natur schon wortkarge Mensch redet noch weniger. Ich hoffe, dass ihm die freiwillige Quarantäne nicht schlecht bekommen wird. Wenn wir uns nicht gerade unterhalten oder Essen zu-

bereiten, setzt er sich an seinen Computer. Er sucht Neuigkeiten im Internet oder pflegt E-Mail-Kontakt mit Freunden.

Trotz aller Widerwärtigkeiten für den Einzelnen, können wir nur gemeinsam durch striktes Befolgen der Anordnungen der Behörden die Pandemie bewältigen – sagt mein Freund.

Herzlichst,
Ihr Balduin

Zeichnung: Klaus Pfauter,
Foto: pixabay.de



Ein Morgen auf dem Bahnsteig oder: Wer ist Else Lasker-Schüler?

- von Brigitte Paschedag -

Ein verregneter kühler Morgen auf einem Bahnsteig in Hamm. Angesagt wird der ICE „Else Lasker-Schüler“ nach Berlin. Ein junger Mann fragt: „Wer ist denn Else Lasker-Schüler? Den Namen habe ich ja noch nie gehört.“ Die unfreiwillige Zeugin denkt: „Das ist aber traurig. Das weiß man doch! Deutsch-jüdische expressionistische Dichterin aus Wuppertal, Gedichte und Balladen, Novellen und das Schauspiel „Die Wupper.“ Das ist aber auch schon alles, was ihr einfällt. Also mal schnell wieder runter vom hohen Ross. Das Lexikon weiß auch nicht mehr. Aber jetzt ist ihr Interesse geweckt und sie beschließt, sich genauer zu informieren: Elisabeth Lasker-Schüler ist das 6. Kind von Jeanette Schüler, geb. Kissing und Aaron Schüler, einem jüdischen Privatbankier. Beide spielten später eine wichtige Rolle in ihren Werken. Geboren wurde Else am 11. Februar 1869 in Elberfeld, heute Wuppertal. Da sie bereits mit vier Jahren lesen und schreiben konnte, galt sie als Wunderkind. Sie besuchte zeitweise ein Gymnasium und erhielt später Privatunterricht im Haus ihrer Eltern. 1894 heiratete sie den Arzt Paul Lasker und zog mit ihm nach Berlin. Die Zeit in Berlin bezeichnete sie als ihre persönliche „Vertreibung aus dem Paradies“. Am 24. August 1899 wurde ihr Sohn Paul geboren. Im gleichen Jahr trennt sie sich von ihrem Ehemann und heiratet Georg Lewin. Schon früh hatte sie begonnen, sich als Schriftstellerin zu betätigen. Als ihr Hauptwerk gilt das Schauspiel „Die Wupper“, das schlaglichtartig die Geschichte zweier Familien beleuchtet. Seit dem Erscheinen ihres Gedichtbandes „Meine Wunder“ galt sie als führende deutsche Expressionistin. Auch ihre zweite Ehe wurde geschieden, und sie hatte eine Zeit lang kein eigenes Einkommen. Ihre Freunde Karl Kraus und Gottfried Benn halfen ihr. Ihre Beziehung zu Benn spiegelt sich in zahl-

reichen Liebesgedichten. Zu ihren Freunden gehörte auch Franz Marc. Zwischen beiden entwickelte sich ein reger Briefwechsel, bei dem Else Lasker-Schüler sich das Pseudonym „Prinz Jussuf von Theben“ zulegte und Franz Marc der „Blaue Reiter“ war. 134 dieser Briefe sind erhalten. Außer ihrer schrift-



Lasker-Schüler in ihrem orientalischen Kostüm als „Prinz Yussuf“ (1912)

stellerischen Tätigkeit zeichnete und malte sie auch. Der Tod ihres Sohnes Paul stürzte sie in eine schwere Krise. Davon zeugt ihr Gedicht:

An mein Kind

*Immer wieder wirst du mir
Im scheidenden Jahre sterben, mein Kind.
Wenn das Laub zerfließt
Und die Zweige schmaler werden.
Mit den roten Rosen
Hast du den Tod bitter gekostet...*

1932 erhielt sie den „Heinrich-von-Kleist-Preis“. Nach der Machtergreifung Hitlers sah sie sich gezwungen Deutschland zu verlassen. Sie ging nach Zürich, hatte dort aber Schreibverbot. In den Jahren 1934, 1937 und 1939 reiste sie nach Palästina, in ihr sogenanntes „Hebräerland“. Da ihr inzwischen die deutsche Staatsangehörigkeit aberkannt worden war und der 2. Weltkrieg begonnen hatte, konnte sie nicht nach Zürich zurück. Deshalb blieb sie in Palästina. Sie lebte in Jerusalem in einem Haus in Rechavia, einem noch heute von vielen deutschstämmigen Juden bewohnten Stadtteil. Durch eine „Ehrentente“ war ihr Auskommen einigermaßen gesichert. Mit der Situation in Palästina kam sie



Engel für Jerusalem, Else-Lasker-Schüler-Denkmal bei Jerusalem (2007)

nur schlecht zurecht. Der Konflikt zwischen Juden und Arabern belastete sie immer mehr. Da sie sich jetzt meistens als Prinz Jussuf verkleidete, setzte sie sich zunehmend dem Spott der Intellektuellen in Jerusalem aus. Ihre Vorlesungen und Vorträge wurden verboten, da sie sie auf Deutsch hielt, was sie mit den Worten: „Wo immer ich war, darf man kein Deutsch sprechen“ beklagte. Ihre letzte Veröffentlichung war „Mein blaues Klavier“, ein Band mit 32 Gedichten, den sie ihren Freunden aus Deutschland widmete, die inzwischen über die ganze Welt verstreut lebten. Der Untertitel heißt denn auch „Abschied von meinen Freunden.“

Mein blaues Klavier

*Ich habe zu Hause ein blaues Klavier
Und kenne doch keine Note.
Es steht im Dunkel der Kellertür,
Seitdem die Welt verrohete.
Es spielten Sternenhände vier
- Die Mondfrau sang im Boote -
Nun tanzen die Ratten im Geklirr.
Zerbrochen ist die Klaviatur ...
Ich beweine die blaue Tote.
Ach liebe Engel öffnet mir
- Ich aß vom bitteren Brote -
Mir lebend schon die Himmelstür -
Auch wider dem Verbote.*

Eines ihrer letzten Lebenszeichen war die Bitte an die Alliierten, ihre Heimatstadt Wuppertal nicht zu bombardieren. Else Lasker-Schüler starb am 22. Januar 1945 und wurde auf dem Ölberg in Jerusalem begraben. Sie hinterließ ein großes Lebenswerk aus Dramen, Prosawerken, Skizzen und Erzählungen.

Die Stadt Jerusalem errichtete ihr ein Denkmal, das von dem Gedicht „Gebet“ inspiriert war:

*Ich suche allerlanden eine Stadt,
die einen Engel an der Pforte hat.
Ich trage seinen großen Flügel
Gebrochen schwer am Schulterblatt
Und in der Stirne seinen Stern als Siegel* 🌿

Retter der Stadt

- von Klaus Thorwarth -



Mit meiner Frau besuchte ich vor Jahren die schöne Stadt Gotha in Thüringen. Mit Erschütterung denke ich an das Schicksal eines Helden, des Retters dieser Stadt in den letzten Kriegstagen, also vor 75 Jahren. Es handelt sich um den Stadtkommandanten, den Oberstleutnant Josef Ritter von Gadolla.



Gegen den Führerbefehl setzte er durch, dass die historische Stadt vor umfangreichen Zerstörungen bewahrt und so viele Bewohner gerettet wurden. Am 4. April 1945 übergab er den Alliierten die Stadt kampfflos. Am gleichen Tag wurde er vom deutschen Militär verhaftet und am folgenden Tag in Weimar standrechtlich erschossen. Seine letzten Worte waren: „*Damit Gotha leben kann, muss ich sterben*“.

Bis in die 90er Jahre galt der hoch dekorierte Soldat als Deserteur, wurde dann aber rehabilitiert und von der Stadt posthum als Ehrenbürger ausgezeichnet.

Es gibt zahlreiche Städte, die durch die heldenhafte Aufopferung mutiger Menschen vor völliger Zerstörung erhalten blieben. Einige Beispiele: Düsseldorf, Greifswald, Rinteln, Bad Pyrmont, ja sogar Paris.



Gotha



Natürlich fragte ich mich, was in Unna in den letzten Kriegsjahren geschehen war.

Wem haben wir zu verdanken, dass unser Wahrzeichen, die Stadtkirche, nicht zerstört wurde?

Auch zu dieser Frage fand ich unter den Vorträgen der Unnaer Geschichtswerkstatt umfangreiches Material.

Die Situation der Stadt Unna, die in einem großen Kessel von den Alliierten von Osten und Norden angegriffen wurde, war sehr gefährlich. Schließlich gab es hier die SS-Kaserne an der Iserlohner Straße mit hunderten Soldaten. Es drohte der Führerbefehl, die Stadt als Festung bis aufs äußerste zu verteidigen.

Im März zerstörten bereits Bombergeschwader ganze Straßenzüge der Innenstadt.

Auch die Stadtkirche erlitt in den letzten Kriegstagen heftige Schäden.

Es gab wenig Hoffnung. Zwar führte der SS-Kommandant Schäfer die angeordnete Sprengung der Kasernen sowie den Vertei-

digungsauftrag nicht durch. Doch zu einem Abzug der Truppen konnten Bürgermeister Hohendahl und Landrat Dr. Grotjan den Kommandanten nicht bewegen.

Amerikanischen Truppen kämpften sich immer näher an die Stadt heran, wobei eine militärisch sehr unübersichtliche Lage entstand.

Am 10. April setzte sich dann doch wegen der Übermacht der US-Truppen in aussichtsloser Lage der Kommandant mit seinen Truppen nach Südwesten ab.

Die angeforderten Bombenflugzeuge zur vollen Zerstörung der Stadt wurden umgeleitet, weil Unna von den Amerikanern weitgehend eingenommen war und grellfarbige Tücher auf den Dächern ausgelegt wurden.

Am 11. April um 12.15 Uhr kapitulierte die Stadt. Um 14.30 Uhr meldeten die US-Truppen, die Stadt sei „feindfrei“.

Fotos: Klaus Thorwarth

Der Kölner Dom

- von Klaus Busse -



Verlässt man den Kölner Hauptbahnhof einmal nicht durch den Seitenausgang, sondern durch die große Eingangshalle, dann steht man plötzlich erstaunt vor einem Kleinod deutscher Gotik: dem Kölner Dom. Seine Entstehung weist in das frühe Mittelalter zurück.

Als im Jahr 1164 die Reliquien der Heiligen Drei Könige nach Köln gebracht wurden, soll der sagenhafte Erzbischof von Dassel den Gedanken geäußert haben, dass es doch sinnvoll wäre, in Köln einen neuen Dom in Gestalt einer gotischen Kirche zu errichten.



Kölner Dom 1880 vollendet

Keine 100 Jahre später war es dann soweit. An einem nebligen Novembertag des Jahres 1255 – die Grundsteinlegung war schon einige Jahre vorher erfolgt – versammelte sich auf dem Domplatz eine Menge baulustiges Volk, um das Projekt endlich in Angriff zu nehmen. Was dann geschah, beschreibt ein Chronist folgendermaßen: „Sie lärmten und schwärmten, sie sägten und hegten, sie hieben und trieben und siehe da: als sie das eine Woche lang getan hatten, waren sie alle ganz schön müde.“

Dieser Geist verließ die Kölner Dombauer auch während der nächsten Jahrhunderte nicht. Das Gebuddel und Gehämmer ging selbst nach einer Unterbrechung von nahezu 300 Jahren weiter: Der Stadt war nämlich zwischenzeitlich das Geld ausgegangen. Ganze Generationen starben wie die Fliegen an Altersschwäche, doch sie gaben die Fackel der Begeisterung an die nachfolgende

Jugend weiter. Auch die wurde über dem ständigen Gebaue wiederum alt und schwach, so dass ihre Kinder auf dem Plan traten: hämmernd wie die Väter, buddelnd wie die Großväter und deren Vorfahren.

Schließlich kam dann im Jahr 1880 der große Tag: Der Dom war fertig. Innen hohl und von außen mit zwei großen Türmen versehen, genauso, wie es sich damals der Bischof auf dem Totenbett wohl gewünscht hatte. Vor seiner endgültigen Inbetriebnahme im Jahr 1888 heißt es, sei ein Steinmetz zweifelnd durch das säulenumstandene, hoch aufragende Mittelschiff gegangen. Er hätte ein um das andere Mal vor sich hin gemurmelt: „Ob sich die ganze Plackerei wohl auch gelohnt hat?“

Wer immer heute vor dem Kölner Dom steht, wird aus ganzem Herzen in das zögernde „Freilich!“ einstimmen. Und ähnlich soll ein mitleidiger Kardinal schon seinerzeit die Bedenken des wackeren Steinmetzes zu verstreuen versucht haben. Aus religiöser Pietät wird hier sein tatsächlicher Name weggelassen. Hinterlassen wurde jedoch sein Spruch: „Gott vergib mir meine Schuld, meine Gläubiger weigern sich!“

Eine andere in Köln zirkulierende Weisheit lautet: „Wenn der Dom fertig ist, geht die Welt unter!?“ – Zum Glück gibt es, wie allseitig aufragende Gerüste beweisen, immer noch etwas zu reparieren.

Quellen: Arge-Bote, Zeichnung: wikipedia.de,
Foto: Thomas Wolf/wikipedia.de



Es ist wieder passiert

von Ulrike Wehner



Ja, es passiert immer wieder: Mein Mann bemerkt Passanten, oft Kinder, in einer Situation, die für andere belanglos und alltäglich erscheint. Er bringt so gern weinende Kinder mit traurigem oder brummigen Gesicht wieder zum Lachen. Die Eltern machen meistens begeistert mit: Fröhlich trennen wir uns wieder. Wie schön ist dann auch ein Wiedersehen.

Die letzte Geschichte dieser Art gewinnt eine ganz ungewöhnliche Aktualität in diesen Tagen, in denen uns die Bewältigung der Corona-Krise heftig im Griff hat.

Bei unseren Besorgungen in der Stadt fiel mir zunächst eine Frau vor einem Friseurladen nicht auf. Aber mein Mann sprach sie an, weil sie ganz verwirrt vor der Eingangstür des Salons stand. Sie erzählte denn auch bereitwillig, was sie so unmutig machte: „Es ist Donnerstag und ich will mir die Haare schneiden lassen, aber hier auf dem Zettel steht, dass der Betrieb heute geschlossen ist. Ich finde nirgends eine Erklärung?“ Mein Mann studierte die Information in der Klarsichthülle und meinte: „Das sind wohl die neuen Öffnungszeiten“, und pflichtete ihr dann bei: „Ja, merkwürdig, ich weiß, dass die Friseure doch immer montags ihren Laden geschlossen halten, weil sie samstags länger geöffnet haben. Aber, gute Frau, Ihre Frisur sitzt doch wunderbar, warum wollen Sie eine neue?“

„Oh, danke schön, der Friseur soll mir auch nur die Haare im Nacken etwas kürzen, da wachsen sie immer viel schneller, jetzt hängen sie mir so lang auf dem Kragen“. Sie drehte sich um, dass wir ihr Problem erkennen konnten. Mein Mann wies auf seinen Nacken und erklärte, indem er auf mich deu-

tete: „Das erledigt meine Frau, meine Haare wachsen genau wie Ihre.“ „Ja, meinem Mann schneide ich auch die Haare zwischendurch, aber an meine Frisur lasse ich ihn besser nicht ran.“ Dann schien mein Mann die Lösung gefunden zu haben, in dem er ihr den Rat gab, sie könne doch zu einem anderen Friseur gehen.

Daran hätte sie auch schon gedacht, nur wenn sie 10 Mal bei diesem Friseur Kundin war, bekäme sie einen Haarschnitt kostenfrei.

Nun brachte ich mich ins Spiel. „Können Sie nicht morgen wiederkommen?“ Das hielt sie für das Beste und schloss sich uns an auf unserem weiteren Weg. Ich setzte die Unterhaltung fort mit der Bemerkung, dass ich das Angebot des Friseurs nur von Bäckerläden kenne. Da bekommt man ein Brot geschenkt für eine volle Stempelkarte.

Einen Stempel auf die Karte erhält man für einen Einkauf ab 4,- €. Die meisten Brote kosten aber nicht 4,- €, das heißt, zu einem Brot muss man immer noch etwas dazu kaufen, um den Betrag zu erreichen. Unsere Begleiterin wandte ein: „Bei manchen Bäckereien zählt aber nicht Kuchen dazu“ und klärte uns über weitere Unterschiede in den entsprechenden Läden auf. Und schon waren wir beim Thema, wie die Verbraucher sich heutzutage manipulieren lassen.

Wir hätten unser Gespräch gern noch eine Weile fortgesetzt, aber es war so kalt und wir hatten immer noch unsere Besorgungen zu machen, jetzt allerdings angeregt und gut gelaunt.



Unna – ein merkwürdiger Name

- von Klaus Thorwarth -



Wer kennt die Frage nicht: Stadt in Westfalen mit vier Buchstaben?

Gesucht ist natürlich **Unna**. Und das merkt man sich für das nächste Kreuzworträtsel.

Kaum eine Stadtführung vergeht, in der nicht gefragt wird nach Herkunft und Bedeutung des Namens „Unna“.

Sogar bei einem Besuch in St. Wendel/ Saarland wurde ich darauf angesprochen..

Die dortigen Heimatfreunde berichteten, dass in ihrer Gegend der Begriff „unnern“ bekannt sei. Das bedeutet etwa „Lasst uns hier niederlassen“.

Aber selbst bei Google findet man nichts zu dem Bericht aus dem Saarland.

Die frühesten Niederlassungen unserer Vorfahren brauchten Weide, Wald, Wild, Wege und das lebensnotwendige Wasser.

Für den Bedarf an Wegen lag Unna ideal: Neben der bedeutenden West-Ost-Route, dem Jahrhunderte alten Hellweg, gab es auch eine Nord-Süd-Verbindung. Über den Wasser-Reichtum der Hellweg-Stadt wurde immer wieder spekuliert.

Viele Täler vom Haarstrang, Richtung Norden ausgerichtet, sind noch heute wasserreich und verursachen gelegentlich gefährliche Überschwemmungen. Es heißt, früher gab es auch hier viel mehr Wasser, wie z. B. in Mühlhausen, Massen oder Soest. Betrachtet man den heutigen Zustand des Kortelbachs, ist ein stärkerer Wasserlauf vor Jahrhunderten schwer vorstellbar. Immerhin aber soll es in diesem eiszeitlichen Tal nahe der Stadt eine Wasser-Mühle gegeben haben. Auch das Bornekamp-Bad, das als ältestes Bad in Westfalen gilt, wird wohl als Naturbad von diesem Wasserfluss gespeist worden sein.

Die Erforschung von Namen ist recht kompliziert. Da hilft die spezielle Wissenschaft,

die „Onomastik“. Die ältesten Namen (vor über 2000 Jahren) sind die der Flüsse (Mosel – mosella), später die der Städte (Köln – Colonia agrippina). Zuletzt entstanden unsere Familiennamen vor etwa 700 Jahren.

Die frühesten Überlieferungen des Namens Unna finden sich in einer Arbeit von Dr. Michael Flöer in dem „Historischen Porträt der Stadt Unna“, Band 1, Seite 41.

Sie gehen zurück bis auf das Jahr 1000 und haben verschieden Schreibweisen.

Man findet hier, dass der sprachlich alte, wohl schon in germanischer Zeit entstandene und schwer zu durchschauende Name auf einen Gewässernamen zurück zu führen ist. Auch das „a“ am Ende von Unna deutet auf fließendes Wasser.

Weniger ernst zu nehmen sind die Erklärungen in der „Westfälischen Geschichte“ des Johann Diederich von Steinen (1755). Sie wurden wie üblich von nachfolgenden Historikern immer wieder übernommen.

Es heißt da:

Die Bürger der schon früher entstandenen Stadt Kamen sollen bei Gründung der Stadt Unna gerufen haben: „Uns tho nah“. Ähnliches kennen wir von Altena und Altona.

Von Steinen zitiert auch die erbauliche Interpretation von Merian „Ab unitate animorum“. Übersetzt „Von der besonderen Einigkeit der Bürger untereinander“. Herrlich!

Was letztlich bleibt, ist, dass der Name vor sehr langer Zeit entstand und etwas mit dem Wasser zu tun hat, dem Quell des Lebens.

So gesehen war es eine gute Entscheidung, den ersten Band der neuen Unnaer Stadtgeschichte mit einem blauen Band zu schmücken, der Farbe des Wassers.



Zweites Siegel der Stadt Unna 1390



Erinnerungen

- von Franz Wiemann -

Es muss nicht immer alles aus der Geschichtswerkstatt kommen, was wir hier zu Papier bringen. Gleichwohl ist der zu beschreibende Vorfall ein Resultat der (Welt-) Geschichte. Allein das Ende des 2. Weltkrieges, in diesem Jahr 75 Jahre her, hat genügend Ereignisse, Geschichten und mitunter sehr traurige Episoden wieder in unser Bewußtsein gebracht. Darum muss es sich nicht immer bei all dem, was unter das Stichwort Geschichte fällt, gleich um „Erhabenes“ bzw. „Welt-Bewegendes“ gehandelt haben. Mitunter geht die Episode, ein klitzekleiner Reflex also auf die Geschichte, einem viel näher als die weltbewegenden Ereignisse.

Eine traurige Episode hat sich, lt. Pressebericht im HA (Ausgabe von Mitte April 2020), sozusagen „*Minuten vor Kriegsende am 10. April 1945*“ in Holland zugetragen. Der Unnaer Bürger Ernst Gräwe sei im niederländischen Deventer ermordet worden, standrechtlich erschossen. Er wurde zum „tragischen Helden“, indem er sich geweigert habe, niederländische Widerstandskämpfer zu erschießen.

Nun gab es sicherlich zig solcher tragischen Ereignisse, das Morden und heimtückische Erschießen von Personen, die sich auch nur aus geringstem Anlass in dem Netzwerk von Denunziation und Aktionen der Gestapo verfangen haben, inbegriffen. Aber warum weist – zumindest bisher – kein Gedenkstein, keine an seinem Unnaer Wohnhaus angebrachte Hinweistafel darauf hin? Dieser Frage ging ein junger Praktikant nach, der bei seiner Arbeit im Unnaer Stadtarchiv rein zufällig auf diesen Vorfall stieß. So konnte das Schicksal des Ernst Gräwe in Erinnerung gebracht werden. Eine für den 15. April d. J. angesetzte Gedenkveranstaltung, die im „Grünen Salon“ an der Wasserstraße stattfinden sollte, musste digital stattfinden – wie so vieles in den letzten Wochen und Monaten. Hier soll nicht eine Diskussion um den Helden-Begriff angezettelt werden. Was ein „Wirklicher Held“ ist, wird je nach Weltan-

schauung eh ganz unterschiedlich bewertet. Man wundert sich vielleicht über die inzwischen immer zahlreicher werdenden Stolpersteine, die in Unnas Bürgersteige vor der nachweislich „letzten Wohnstätte“ der Ermordeten eingelassen worden und hauptsächlich jüdischen Opfern des Holocaust gewidmet sind. Allein das ist schon mehr als ein Stehenbleiben wert, um sich noch einmal die Menschenverachtung des untergehenden Systems des Nationalsozialismus in Erinnerung zu rufen.

Mehr und mehr Recherchen werden jetzt bekannt, mehrheitlich auch von vielen Jugendlichen (!) durchgeführt, um auch andere als nur „jüdische“ Opfer aufzuspüren. Der Verfasser selber



Ernst Gräwe

weiß erst seit fünf Jahren von einem Vorfall in seiner eigenen Verwandtschaft – mütterlicherseits – zu berichten, wo es um eine Hinrichtung im November 1944 ging. Besagter Onkel hatte sich partout geweigert „für Hitler in den Krieg zu ziehen“, so seine bewegenden Worte. Ihm wurde in seiner Heimatstadt ein Stolperstein gewidmet.

Wir und Sie, liebe Leser, liebe Leserin inbegriffen, haben mehrheitlich den Krieg nicht selbst bzw. nicht unmittelbar miterlebt. Die Corona-Krise wurde zwar so bewertet, als befänden wir uns „im Krieg mit einer Pandemie“. Das Ausmaß ihrer Auswirkungen, mitsamt allen Einschränkungen und Unannehmlichkeiten, mag dies zwar im Ansatz bestätigen, aber all die Greuelthaten, das menschengemachte Elend, welches die Nationalsozialisten über unser Land gebracht haben, dürfen sich nicht wiederholen. Um Zustimmung für diese Überzeugung muss man wohl nicht lange bitten.

Foto (Quelle): Hellweger Anzeiger (08.05.2020)

Geh aus, mein Herz und suche Freud

Paul Gerhardt (1607–1676)

von Bärbel Beutner



„Geh aus, mein Herz, und suche Freud
In dieser schönen Sommerzeit...“

Es ist sicherlich eines der bekanntesten Lieder des Barock-Dichters Paul Gerhardt (1607–1676). Im Gesangbuch hat es seit seiner Entstehung 1653 einen festen Platz, und durch die Aufnahme in die Sammlung „Des Knaben Wunderhorn“, von Clemens Brentano und Achim von Arnim 1806–08 herausgegeben, fand es Eingang in die Romantik und wurde endgültig zum Volkslied.

Die ersten sieben der insgesamt fünfzehn Strophen beschreiben opulent die Schönheiten des Sommers: grünes Laub, bunte Blumen, Vogelgesang, Wachstum und Fruchtbarkeit. Da muss das lyrische Ich in der 8. Strophe ebenfalls singen und „des großen Gottes großes Tun“ loben, und das aus ganzem Herzen,

„... ich singe mit, wenn alles singt,
und lasse, was dem Höchsten klingt,
aus meinem Herzen rinnen.“

Die reichen Gaben des Sommers machen die Erde zu einem lieblichen Ort. Doch im selben Atemzug ist von „dieser armen Erden“ die Rede. Nur diese drei Wörter stehen der Pracht und der Freude gegenüber.

„Narzissen und die Tulipan
die ziehen sich viel schöner an
als Salomonis Seide.“

Wie kann diese Erde mit den schönen Tieren, die „edle Honigspeise“, starken Wein und kräftigen Weizen hervorbringt, arm sein?

Die Jugend von Paul Gerhardt überschattete der Dreißigjährige Krieg, der in der Literatur oft als „Urkatastrophe der deutschen Geschichte“ bezeichnet wird.



Paul Gerhardt studierte Theologie in Wittenberg und ging 1642 nach Berlin, wo er 1651 ordiniert wurde. Als er 1651 die Gemeinde in Mittenwalde als Pfarrer übernahm, fand er eine vom Krieg verwüstete Stadt mit gerade mal 250 Einwohnern vor, die einst wohlhabend durch den Salzhandel geworden war und mit tausend Einwohnern eine solide Größe hatte. Krieg und Pest hatte Paul Gerhardt auch in Wittenberg und Berlin kennengelernt.

Sein persönlicher Lebenslauf war von Jugend auf von Schicksalsschlägen geprägt. 1619 starb sein Vater, 1621 verlor der Vierzehnjährige seine Mutter. 1637 starb ein Bruder an der Pest. Seine Ehe mit Anna

Maria Berthold, die er 1655 heiratete, dauerte nur dreizehn Jahre und stand geradezu im Zeichen des Todes. Das Ehepaar bekam fünf Kinder. Vier überstanden das erste Lebensjahr nicht. Nur der Sohn Paul Friedrich, geb. 1662, überlebte die Eltern und starb 1716. Paul Gerhardt wurde 1668 Witwer.

Und doch hinterließ der Schwergeprüfte, der auch berufliche Schwierigkeiten erleben musste, eine Fülle von Gedichten voller Trost, Hoffnung und Gotteslob. Selbst komponiert hat Paul Gerhardt nicht. Er traf in Berlin die Kantoren Johann Crüger und Johann Georg Ebeling, die seine Texte vertonten und verbreiteten. Er war schon zu Lebzeiten ein weithin bekannter Liederdichter.

In dem Lob- und Dankeslied „Geh aus, mein Herz“ ruft die schöne Sommerzeit einen „Vorgeschmack“ auf die Herrlichkeit des Himmels hervor. „Welch hohe Lust, welch heller Schein/wird wohl in Christi Garten sein!“, heißt es in der 10. Strophe. In der Barock-Dichtung geht es ständig um „das irdische Jammertal“, in dem alles vergänglich und nichtig ist. Beständigkeit und



Licht findet der Mensch erst im Jenseits, in der Ewigkeit. In Paul Gerhardts Sommerhit aber ist die Erde bereits ein Abbild des Himmels – sozusagen im Kleinformat. Zwar wünscht sich das lyrische Ich auch in den Himmel hinein („O wär ich da! O stünd ich schon, / ach süßer Gott, vor deinem Thron...“), aber noch möchte es auf der Erde reifen und „ein guter Baum“ werden. Das Herz, das sich an den Herrlichkeiten des Sommers erfreuen soll, „soll sich fort und fort ... zu deinem Lobe neigen“, sagt die 12. Strophe.

Ein fröhliches Lied, das über Jahrhunderte hin die Menschen erfreut und getröstet hat und weiterhin erfreuen wird – auch über Corona hinaus!

Gemälde von Wassili Jeremejew, Quelle: Sonntagsblatt 1/2007
Fotos: Andrea Irslinger



Wohin mit all den Büchern?

- von Franz Wiemann -

Ergeht es Ihnen mitunter auch so? Wohin mit all den Gegenständen, den Büchern etc., die sich im Laufe des Lebens angesammelt haben! Und man weiß, oder zumindest ahnt man es schon: Die nachwachsende Generation hat für vieles keine Verwendung. Wir haben darüber im *Herbst-Blatt* früher schon mal geschrieben.

Es war Mitte Februar d. J. – ich war mit dem Fahrrad kaum 60 Meter von der Haustür entfernt – als ich vier Bücher mitten auf der Straße liegen sah. Über eins war schon ein Wagen hinweggerollt. Wenn es um Literarisches geht, bin ich immer wachsam. Und siehe da, nach näherer Betrachtung sah ich, dass es sich wohl um typische Jugendbuchliteratur aus den 50er und 60er Jahren handeln musste. Für mich nicht unbedingt der Klassiker oder ein für besondere Wertschätzung geeigneter Lesestoff, dachte ich zunächst. Aber ehe ich – die Bücher sahen äußerlich alle ein wenig ramponiert aus – so etwas unbeachtet liegen lasse bzw. in den Altpapiercontainer werfe, waren sie auch schon in meinem Hausflur gelandet.

Wer kennt sie nicht, diese Autoren der Nachkriegszeit? Sicherlich haben Sie noch so manche gute Erinnerung an den einen oder anderen Buchtitel, den Sie förmlich ver-

schlungen haben. Ja, ganze Jugendbuchserien haben uns fasziniert. Nur um ein Beispiel zu geben: **Enid Blyton** und die von ihr in Englisch verfassten Jugendbücher erreichten uns in der Serie „*Hanni und Nanni – Mehr als beste Freunde*“. Die Unterscheidung in *literarisch wertvoll* bis hin zum Begriff *Trivilliteratur* interessierte uns dabei gar nicht. Vielfach stammten die Verfasser aus ganz einfachen Verhältnissen und waren zum Teil auch schon vor dem 2. Weltkrieg schriftstellerisch aktiv.

Wie verhält sich das denn im Fall der oben genannten, von mir aufgefundenen Buchtitel und Autoren?, dachte ich mir. So googelte ich halt mal.

Zwei Titel von **M. Haller** waren darunter: „*Hilde und der Fünferbund*“ (1953) und „*Gretel schießt den Vogel ab*“ (1955). Hinter dem Namen des Autors **M. Haller** verbirgt sich der echte Name: **Margarete Deinet**, so konnte ich unter Wikipedia nachlesen. Die ursprünglich als Buchhändlerin in Hamburg lebende Frau verlor infolge eines Bombenangriffs 1943 fast ihren gesamten Besitz, immerhin drei Buchhandlungen. Sich auch mal als Schriftstellerin zu versuchen, das war allerdings schon weit vor dem Kriege geschehen: Sie hätte sich im Jahr 1931 ermuntert



gefühlt, eine Geschichte an den Franz Schneider Verlag (München) zu schicken. Daraus erwuchs eine zweite Karriere, in deren Verlauf – mit einer Gesamtauflage von etwa sieben Millionen Büchern – etliche unterhaltsame Titel entstanden sind: Alles verschiedene Jungmädchenromane, versteht sich. Ein weiterer Band, der auf der Straße lag, war das wohl ebenfalls „nur“ für Mädchen interessante Buch „*Versteck am Fluß*“, von Eva Thiedemann. Der antiquarische Anbieter *booklooker* (www.booklooker.de) reiht es in die Reihe der Schneider-Bücher für Mädchen ein und bewertet das Buch schlichtweg als „aufregende Geschichte“. Für eine ganze Reihe dieser oben näher beschriebenen Bücher fertigte übrigens die Illustratorin Gerda Radtke skizzierte Zeichnungen an, die zur Belebung der Literatur für die jungen Leser diente.

„*Das Glück der Erde lesen erleben*“, so lautet ein von Danielle Cerovina im Jahre 2019 erschienenes Buch, in dem sie sich aus psychologisch-analytischer Sicht mit dem Wert solcher Buchtitel näher befasst. Darunter insbesondere die immer wieder beliebten Mädchen-Pferdebuchserien, angefangen von der Serie „*Britta*“ bis hin zu der wohl auflagenstärksten Serie „*Ponyhof*“ von Pippa Young. Und die Jungen? Was haben die denn so gelesen, außer den Karl May-Geschichten?, fragte ich mich. Mir ist persönlich noch ein Buch, das mir meine Großmutter zur Erstkommunion im Jahr 1955 geschenkt hatte, in guter Erinnerung geblieben: **Heinz Helfgen**, „*Ich radle um die Welt*“ (zweibändig). Wie habe ich die beiden Bände verschlungen (!), wohl gleich vier- oder fünf Mal hintereinan-

der. Fernsehen gab es ja nicht. Sicherlich dürften Ihnen, liebe Leser/in, die Kinder und Jugendbücher aus dem Arena-Verlag in besserer Erinnerung geblieben sein. Der Verlag veröffentlicht übrigens auch heute noch vorwiegend im Bereich der Kinder- und Jugendliteratur und verbreitet weiterhin faszinierende Gegenwartsgeschichten. Noch gut kann

ich mich an die recht anschaulich bebilderten Titel wie *Till Eulenspiegel* oder *Tom Sawyers* erinnern, die in uns eine Faszination für eine andere Welt auslösten.

Na ja, aber wer will diese „alten Schinken“ denn heute noch lesen? Sammler alter Bücher geben nicht nur für das Antiquariat den einen oder anderen Euro aus. Das konnte ich einem Ebay-Eintrag entnehmen. Es gibt das Bücherantiquariat, innerhalb der Stadt beispielsweise bei der Buchhandlung Hornung. Oder suchen Sie mal nach einem der immer zahlreicher werden Bücherschränke (s. Foto), in die man Bücher kostenlos hineinstellen kann, aber auch mitnehmen darf.

Ich war zuletzt nicht erstaunt, die ganz zu Anfang erwähnten Büchertitel auch

„auf eBay“ wieder zu finden: zwischen 99 Cent und 1,70 € bezahlt man für solch ein Buch noch. Na dann, nichts wie ran! Eine weitere gute Adresse, um sich schlau zu machen, ist auch die website www.ZVAB.com: Dort werden Sie alle Bücher sogar für etwas Geld los. Doch wer diese beiden Wege scheut, bringt seine Bücher gleich ins Sozialkaufhaus Unna, das der Lindenbrauerei gegenüber gelegen ist.

Und Sie haben sich selbst ein ruhiges Gewissen verschafft, indem Sie jemand anderem damit eine Freude machen.

Fotos: Franz Wiemann



Kaum zu glauben

- von Anne Nühm -

Wer kennt nicht den Spruch „Das Geld liegt auf der Straße. Man braucht es nur aufzuheben“? Anne hat die Erfahrung gemacht, dass es wirklich so ist. Der Geburtstag ihrer Enkelin stand bevor. Sie wollte sich auf die Suche nach einem Geschenk machen. Das große Regengebiet war durchgezogen, der Einsatz eines Regenschirms überflüssig und der Blick auf den Gehweg frei. Kurz, nachdem sie ihre Wohnstraße verlassen hatte, fiel ihr ein Ein-Cent-Stück auf. „Ein Glücksbringer“ war ihr erster Impuls. Sie hob die Kupfermünze auf und steckte sie in ihr Portemonnaie. Ihr Weg in die Innenstadt machte eine langgezogene Kurve. Kurz nachdem sie diese hinter sich gelassen hatte, glaubte sie ihren Augen nicht zu trauen. Diesmal lag eine Fünf-Cent-Münze am Wegrand. Mit einem Lächeln hob Anne auch diese auf und legte sie ebenfalls in die Geldbörse. Nun erreichte sie die Hauptverkehrsstraße, die direkt in die Stadt führte. Sie nahm den Verkehr wahr und dachte schon nicht mehr an ihren Fund. Aber dann geschah es! Alle guten Dinge sind drei. Diesmal war es wieder ein Cent, der vor Anne auf dem Bürgersteig lag. Wenn ich davon erzähle, wird mir keiner glauben, schoss es ihr durch den Kopf. Trotz der Skepsis konnte sie ihr Lächeln nicht zurückhalten.

Eine andere Fußgängerin kam ihr entgegen und beantwortete ihr strahlendes Gesicht mit einem Morgengruß.

Nun war die Fußgängerzone erreicht und die Suche nach dem Geburtstagsschenk konnte beginnen. Aber dann ... Nein, das

glaube ich nicht!“ Auf dem Pflastersteinen lag ... wieder eine Münze. Wieder war es ein Cent. Wie kann das sein? Ist vielleicht ein Freund oder Bekannter vorweg gegangen, der Anne überraschen wollte und wie im Märchen „Hänsel und Gretel“ nicht mit Steinen, sondern mit Geldstücken den Weg weisen wollte? Das konnte nicht sein. Denn Anne hatte niemanden über ihr Vorhaben, in die Stadt zu gehen, informiert.



Sie betrat das erste Geschäft und machte sich auf die Suche nach dem Geburtstagsgeschenk für ihre Enkelin.

Die Fundserie hatte damit ihr Ende gefunden. Denn Anne hat auf dem Heimweg kein Geld mehr gefunden. Die insgesamt acht Cent, die sie an diesem Morgen gefunden hat, haben sie nicht reich gemacht, aber in ihrem Glauben bestärkt, dass zwischen Himmel und Erde Dinge passieren, die nicht zu erklären sind, aber trotzdem geschehen.

Foto: Andrea Irslinger

Glück – in Ostfriesland gefunden

Der Text zu dem Gedicht „Glück“ fand sich in Ditzum/Ostfriesland im Aushang einer ehemaligen Gaststätte und kann sicherlich in diesen Zeiten aufhellend wirken.

Glück

*Glück ist gar nicht mal so selten,
Glück wird überall beschert.
Vieles kann als Glück uns gelten,
was das Leben uns so lehrt.*

*Glück ist jeder neue Morgen,
Glück ist bunte Blumenpracht,
Glück sind Tage ohne Sorgen,
Glück ist, wenn man fröhlich lacht.*

*Glück ist Regen, wenn es heiß ist,
Glück ist Sonne nach dem Guss,
Glück ist, wenn ein Kind ein Eis isst,
Glück ist auch ein lieber Gruß.*



*Glück ist Wärme, wenn es kalt ist,
Glück ist weißer Meeresstrand,
Glück ist Ruhe, die im Wald ist,
Glück ist eines Freundes Hand.*

*Glück ist eine stille Stunde,
Glück ist auch ein gutes Buch,
Glück ist Spaß in froher Runde,
Glück ist freundlicher Besuch.*

*Glück ist niemals ortsgebunden,
Glück kennt keine Jahreszeit,
Glück hat immer den gefunden,
der sich seines Lebens freut.*

Verfasser unbekannt

Fotos: Klaus Thorwarth, Andrea Irslinger

Heimaterde und Corona

- von Bärbel Beutner -



*„Was auch immer werde,
Steh zur Heimaterde!
Treue gibt dir Kraft!“*

Wie oft haben wir dieses Lied aus Ostpreußen auf unseren Tagungen gesungen! Ob es immer noch Menschen gibt, denen die Heimaterde so viel bedeutet?

Mitte Februar 2020 ging ein Telefonanruf ein. Ob dort die Kreisgemeinschaft Landkreis Königsberg sei, fragte der Anrufer. Sein Anliegen: seine Mutter werde am 24. März 80 Jahre alt. Sie sei in Fischhausen geboren und er, der Sohn, wolle ihr zum Geburtstag eine Rose schenken, die in Heimaterde eingepflanzt ist. Nur – er wisse nicht, wie er die Heimaterde bekommen könne. Ob jemand nach Ostpreußen fahre, der vielleicht Erde mitbringen könne. Ich konnte ihm mitteilen, dass ich in der letzten Februarwoche hinfahren wollte. Allerdings würde ich es nicht bis nach Fischhausen schaffen, aber aus Heiligenwalde könnte ich Erde mitbringen.

Daraufhin schilderte eine tränenerstickte Stimme die Bemühungen, die für dieses Geburtstagsgeschenk bereits unternommen worden waren: Anfragen bei Reisebüros und bei Speditionsfirmen, bei verschiedenen Instanzen der Landsmannschaft – und nun sei das Ziel greifbar nahe – diese Überraschung für die Mutter – eine Rose in ostpreußischer Erde ...

Aber das Schicksal war gegen uns, gegen mich und gegen den Sohn der Jubilarin. Als ich am 22. Februar wie geplant mit dem Linienbus von Hannover nach Königsberg fahren wollte, gab es eine unheilvolle Kette von Verspätungen bei der Bahn, und in Hannover war der Bus weg. Neue Planungen, neue Organisation, neue Absprachen mit dem Sohn. Der neue Reisetag wurde auf den 7. März gelegt, dann musste die Überraschung bis zum 24. März noch klappen. Nun zogen neue Wolken am Reisehimmel

auf: Corona-Virus. Plötzlich kamen Mails von russischen Freunden, es gebe Kontrollen an den Grenzen, das Virus breite sich aus, man solle eigentlich keine Reisen wagen. Ich telefonierte mit dem Busunternehmen, mit seinen Büros, schließlich mit dem Auswärtigen Amt. Werden die Busse fahren? Ist irgendetwas über die Situation an den Grenzen bekannt? Nirgendwo gab es eine verbindliche Auskunft. Die deutschen Nachrichten wurden immer bedrohlicher ... Nachfragen bei einer Freundin, die russisches Fernsehen hat ... Es kostete reichlich Nerven. Schließlich doch die planmäßige Abfahrt von Hannover und die Ankunft in der Heimat am Sonntag, den 8. März.

An der Grenze bei Heiligenbeil ging es friedlich zu. Auf der polnischen Seite passierte gar nichts, man sah auch keine Atemschutzmasken. Auf der russischen Seite stieg eine uniformierte Mitarbeiterin mit Mundschutz in den Bus, bevor es zur Passkontrolle ging, und richtete ein Gerät zum Fiebermessen, das an eine Pistole erinnerte, an die Stirn der Fahrgäste. Es dauerte vielleicht zehn Minuten, dann hieß es, alles sei gut.

Im russischen Fernsehen wurden die Warnungen vor der Seuche immer nachdrücklicher. Busse „aus Germania“ wurden nicht mehr ohne weiteres ins Gebiet gelassen, in ganz Russland durften keine deutschen Flugzeuge mehr landen, Israel hatte schon vorher die Einreise für Deutsche verweigert. Ich musste nun aber die „Mission Heimaterde“ in Angriff nehmen. Es war nicht leicht, meiner Freundin und Gastgeberin das Anliegen zu erklären; mein bescheidenes Russisch führte zu einigen – erheiternden – Missverständnissen. Außerdem meinte es das Wetter nicht gut für das ganze Vorhaben. Es regnete zeitweise in Strömen, auf den Feldern und Wegen gab es große Wasserlachen – eine Tüte Matsche wurde für mich zur Schreckensvorstellung.



Die Heimaterde in einer Glasschale

Doch in einer Regenpause füllte meine Freundin einen einfachen Blumentopf mit unserer Heiligenwalder Erde, und der sandige Boden war keineswegs matschig, sondern locker und weich. Es fand sich eine Kaffeedose aus Blech, die gut zu transportieren war. Die bange Frage, was wohl bei einer Kontrolle an der Grenze geschehen werde, schaltete meine Freundin energisch aus. „Dann sagst du eben, das wäre für eine alte Frau, die einmal hier gelebt hat. Sie will noch einmal ihre Heimaterde berühren. Die russischen Menschen haben denselben Wunsch!“

Die Stunden bis zu meiner Abfahrt am 12. März aber sollten sich noch aufregend gestalten. Plötzlich war die Rede davon, dass eventuell die Grenzen dichtgemacht würden wegen Corona – kollektive Angst bei den russischen Freunden, ob ich noch sicher in den Westen käme – und dann noch das Risiko mit dem Transport der ostpreußischen Erde ...

An der Grenze sah es anders aus als bei der Hinfahrt wenige Tage vorher. Auf der russischen Seite trugen die Beamten draußen

Atemschutzmasken, und die Pässe wurden mit Handschuhen angefasst. Die Passagiere wurden nicht auf Fieber kontrolliert. Das geschah auf der polnischen Seite zweimal auf unheimliche Weise. Eine von oben bis unten in einen knisternden Schutzanzug eingehüllte Gestalt, ohne Gesicht, nur mit einer großen Maske, richtete das Fiebermessgerät auf die Stirn der Reisenden. Das Gepäck wurde nicht kontrolliert. Die heilige Heimaterde, in einer harmlosen Kaffeedose in die EU überführt, sollte wohl ihre Mission erfüllen dürfen: ein besonderes Geschenk werden, Menschen glücklich machen, alte Schmerzen lindern ...


Als der große Geburtstag am 24. März da war, hatte sich die ganze Welt verändert. Ausgangssperre, Kontaktsperre weltweit, alle Geschäfte und Lokale geschlossen, alle Veranstaltungen abgesagt. Es fand auch keine Geburtstagsfeier statt, aber ein besonderer Geburtstag wurde es mit Sicherheit. Eine Rose wurde auch nicht gepflanzt. Die Heimaterde blieb unberührt. 

Foto: Bernd Glatzer



Die Turteltauben

- von Benigna Blaß -



Die Turteltaube, **Vogel des Jahres 2020**, sieht ganz anders aus als unsere Tauben auf dem Marktplatz in Unna.

Die Turteltauben bekamen ihren Namen nach ihren Gesängen: dem zarten turr-turr-turr Gurren. Sie haben wie alle Tauben eine rundliche Gestalt mit einem kleinen Kopf, sind nur 25–28 cm groß, also viel kleiner und schlanker und haben ein farbenfrohes Gefieder, einen gestuften dunklen Schwanz mit weißen Enden, die Flügel sind spitz zulaufend, rostbraun mit schwarzen Federmitten, die Halsseiten haben jeweils einen schwarz-weiß gestreiften Fleck, Brust und Kehle sind zart rosa, die Augen sind von einem rötlichem Lidring umrandet. Männchen und Weibchen kann man kaum unterscheiden.

Die Turteltauben sind die einzigen Tauben, die ins Winterquartier nach Süden ziehen, sie sind richtige Leistungsfiegerinnen.

Ende April kommen sie aus ihren afrikanischen Überwinterungsplätzen in ihre angestammten Brutgebiete, den Auenwäldern, Waldsäumen und Lichtungen zurück. Es ist merkwürdig, dass sie im Herbst nachts fliegen und im Frühling tagsüber zurückkommen. Fast tausend Vögel haben sich vorher am Senegaldelta gesammelt und sich Reserven angefressen, um den langen Flug zu überstehen. Haben sich die Paare nach einer interessanten Flugschau gefunden, schnäbeln sie lange und bleiben dieses Jahr treu zusammen. Sie suchen ein dichtes Gebüsch und bauen ein flaches Nest, in das das Weibchen bis Juli zwei Mal je zwei Eier legt.

Sind die Kleinen nach 13–16 Tagen geschlüpft, so werden sie 18–23 Tage von beiden Elternteilen mit verschie-

denen Samen gefüttert, wie Klee, Vogelwicke und Wolfsmilch. Auch Samen von Bäumen verschmähen sie nicht. Sind die Küken flügge, so fressen sie auch Sonnenblumenkerne, Raps- und Weizensamen. Sie fliegen mit den Eltern in den Süden und werden erst im nächsten Jahr geschlechtsreif.

Weltweit gibt es 300 Taubenarten aus 42 Gattungen, die meisten leben in den Tropen. In Deutschland gibt es nur fünf heimische Arten.

Viele Tauben sind ausdauernde Flieger und haben etwas Besonderes, sie finden immer wieder nach Hause. Tauben spielten seit eh und je eine große Rolle: Sie brachten einen Ölzweig zur Arche Noah, wurden als Bontauben an Wachtürmen gehalten und als Liebes- und Friedensboten verehrt. Auch die alten Griechen und Römer haben schon



Tauben gezüchtet. In der Schweizer Armee gab es sogar eine Brieftaubeneinheit.

Von Picasso gibt es etwa 100 Zeichnungen von Tauben, im April 1949 die erste bei dem Weltfriedenskongress in Paris. Er zeichnete jedes Jahr für den Kongress eine neue Taube. Erst 1952 bekam sie einen Zweig in den Schnabel, und wurde als Friedenstaube bezeichnet, es ist wohl das bekannteste Bild.

Im Ruhrgebiet, bei vielen Bergmannsfamilien, waren Brieftaubenzüchter zu finden. Diese Tauben wurden auch das Pferd des kleinen Mannes genannt. Leider wird auch dieses Hobby immer weniger ausgeübt.

Viele Dichter haben Gedichte über diese Vögel geschrieben: Goethe: „Adler und Taube“, Ringelnatz: „Ohrwurm und Taube“, Salis-Seewis (1762) „Noahs Taube“.

Zeichnung: Andrea Irslinger, Foto: Jonathan Cannon/pixabay.de

Ohrwurm und Taube

Joachim Ringelnatz

*Der Ohrwurm mochte die Taube nicht leiden.
Sie haßte den Ohrwurm ebenso.
Da trafen sich eines Tages die beiden
in einer Straßenbahn irgendwo.*

*Sie schüttelten sich erfreut die Hände
und lächelten liebenswürdig dabei
und sagten einander ganze Bände
von übertriebener Schmeichelei.*

*Doch beide wünschten sie sich im stillen,
der andre möge zum Teufel gehen,
und da es geschah nach ihrem Willen,
so gab es beim Teufel ein Wiedersehen.*



Hätten Sie es gewusst?

Nelkenöl

- von Benigna Blaß -

Wussten Sie, dass Mücken und Wespen den Geruch des Nelkenöls nicht mögen? Im Sommer sitzt man gerne im Freien, doch die Mücken auch.

Reiben Sie Fußgelenke, Kniekehlen und Handgelenke mit etwas Nelkenöl (in der Apotheke erhältlich) ein, und keine Mücke wird Sie belästigen.

Spicken Sie eine Zitronen- oder Apfelsinenscheibe mit Nelken, legen diese auf einen Teller und dann auf Ihren Gartentisch. Keine Wespe kommt.

Foto: Benigna Blaß





Opa klärt auf

Heute: Opa erklärt das Ergometer

- von Christian Modrok -

An einem regnerischen Tag, noch vor der Corona-Pandemie, kam Olaf mit seinem Schulfreund Tim in den Mittagsstunden zu seinen Großeltern und fragte, ob Tim hier bleiben könne, bis seine Eltern von der Arbeit kämen. Großmutter gestattete es sofort, denn sie kannte ja schon den Tim. Beide bekamen auch sofort ein Butterbrot und eine Tasse Tee.

Der Großvater schaute freundlich drein und fragte nur so quasi nebenbei, wie es in der Schule ging und ob es Probleme gab. Olaf antwortete natürlich: „Gut, alles gut“. Der Großvater fragte die Buben, ob sie nicht jetzt schon einen Teil ihrer Hausaufgaben machen möchten. Beide nickten zwar mit ihren Köpfen, Tim wohl aus Höflichkeit, aber Olaf ohne Begeisterung. Der alte Herr kennt ja seine Angewohnheiten und hat ihn durchschaut. Während der Aufgaben wanderten Olafs Augen in der Wohnung umher auf der Suche nach einem interessanten Objekt.

Der alte Herr aber ließ nicht locker. Immer wieder ermahnte er Olaf zur Aufmerksamkeit, versprach aber, sofort nach den Matheaufgaben seine Neugier zu stillen. Der Großvater schaute den Buben diskret über die Schultern zu, sagte aber nichts. Er stellte nur fest, dass die Aufgabenstellungen früher etwas anders aussahen.

Die Hausaufgaben waren fertig. Olaf rutschte vom Stuhl runter, ging geradeaus zum Ergometer und fragte den Großvater, ob er noch auf diesem komischen Fahrrad fährt. Der alte Herr erklärte, dass, wenn es draußen längere Zeit kein Wetter zum Radfahren gibt, er sich eben auf dieses Gerät setzt, um die Beine und damit auch den Blutkreislauf zu bewegen. Und es sei für jedes Alter gut. Man findet es auch in den sogenannten Mucki-Buden. Ärzte wenden diese Geräte zur Untersu-

chung der physikalischen Belastbarkeit der Patienten an, dann aber in Kombination mit einem EKG-Gerät. „Opa, darf ich auch mal treten?“ Das war doch mehr als selbstverständlich, dass Opa es erlaubt. Er hat nur den Sattel etwas tiefer eingestellt, damit die etwas kürzeren Beine noch die Pedale erreichen. Dann ging es los. Als Olaf zu treten begann, rief er mit Begeisterung aus: „Das ist ja wie beim richtigen Fahrrad.“

Ohne den Opa zu fragen, sagte er zu Tim: „Und jetzt probiere du mal.“ Etwas zögerlich, mit fragenden Augen, setzte sich Tim aufs Rad. Als der Großvater freundlich nickte, verlor er die Scheu und fing an zu treten. Auch in Tims Augen sah man eine Begeisterung.

Jetzt erst sah Olaf, dass das Ergometer nicht nur ein Gestell mit Pedalen ist, sondern noch ein Display hat. „Opa, erkläre uns bitte, was auf dem Display zu sehen ist.“ „Also, jetzt setze dich





noch einmal auf den Sattel und fange langsam an zu treten. In der Mitte erscheint eine Uhr. Diese zeigt die effektive Zeit der Bewegung an. Wenn du aufhörst zu treten, bleibt die Uhr stehen. Da gibt es kein Schummeln. Links oben wird die Drehzahl der Pedale angezeigt. Siehst du, wenn du schneller trittst, ändert sich die Zahl. Jetzt links unten, das ist die Anzeige der Belastung. Pass auf, ich ändere die Belastung. Das ist so, als wenn du bergauf fahren würdest.“ Als der alte Herr bei einer Belastung von 120 Watt ankam,

hörte Olaf auf zu treten. Es war ihm doch zu schwer geworden.

Es gab noch etwas zu entdecken. Der alte Herr hatte die Belastung wieder runtergefahren und hat dem Olaf einen Clip ans Ohr gesteckt und fragte: „Siehst Du das blinkende Herz am Display? Das ist deine Pulsfrequenz. Wenn ich jetzt die Belastung erhöhe, erhöht sich auch die Pulsfrequenz. So stellt der Arzt die Höchstbelastung eines Patienten fest, die man dann selbst kontrollieren kann.“ „Interessant“ – entwich es Olafs Mund. Olafs Opa hat es Tim auch nochmal vorgeführt.

Der Großvater erzählte dann noch ein Erlebnis. Als er früher einmal zur Leistungs-EKG-Untersuchung am Ergometer saß, sagte er dem Arzt, dass ihm hier etwas fehle. Auf die fragenden Augen des Arztes erklärte er, er vermisse den Fahrtwind. Bei der nächsten Untersuchung hatte er einen Ventilator vor sich stehen.

Aber es ist doch schöner, auf einem richtigen Fahrrad durch die Gegend zu fahren, den Fahrtwind sich um die Ohren pfeifen zu lassen und die Schönheit der vorbeiziehenden Landschaft zu genießen.

Fotos: Christian Modrok



Kessebürener Hoffungssteine – Trostspender in harten Corona-Zeiten

Foto: Franz Wiemann

Teppiche fördern die Bildung Ägypten

- von Erhard Kayser -

Es gibt ja heute in der Welt viele gute pädagogische Projekte, die Kindern auf spielerisch die notwendige Bildung für ihre Zukunft vermitteln.

Der wohl erste Versuch in dieser Richtung ist die Teppichherstellung im Dorf Haranya unweit der Stufenpyramide des Djoser iSakkara in Ägypten.

Zwei koptische Pädagogen aus Kairo haben das ernst genommen, was die Fellachen stän-

Kinder bei der Feldarbeit verdienen können!“ Die Lehrer waren Wissa Wassef und sein Schwiegersohn Habib Ghourghy. Exakt nach ihrem Versprechen bauten sie die Schule, und die Kinder kamen zum Unterricht und zum Werken. Die Ergebnisse waren erstaunlich, und haben sich weithin im Ausland bekannt gemacht. Heute gibt es etwa 50 Schulen dieser Art. Das ist dem wachsenden Tourismus geschuldet.



Die Kinder fertigten nämlich naive Teppiche, in denen sie ihre Erfahrungen im Dorfleben einbrachten. Sie stellten Palmen dar und die Sonne, Wohnhäuser und Straßen sowie Moscheen, Tiere Dünen und Felder. Das alles in wunderbaren Farben gehalten, welche die Kinder selbst aus Pflanzen und Kleintieren hergestellt hatten. Die Wolle hatten sie selbst eingefärbt, nur der roten Farbstoff Cochenille bezog man aus Mexiko.

Den Kindern hatte man lediglich beigebracht, wie Webstühle zu handhaben sind.

dig sagten: „Meine Kinder sollen nicht in die Schule gehen; denn sie sollen lieber auf dem Feld arbeiten und dadurch zum Lebensunterhalt der Familie beitragen!“ Dem setzten die Pädagogen ihr neues Konzept entgegen. Sie sagten zu dem Bauern: „Ihr könnt ganz beruhigt eure Kinder zu uns schicken. Wir bauen nämlich eine Schule in eurer Nähe, in der die Kinder vormittags Arabisch und Englisch lernen, Mathematik, Lesen und Schreiben. Mittags bekommen die Kinder ein kostenloses Mittagessen. Dann, am Nachmittag, machen sie schöne Teppiche, die wir dann verkaufen von diesem Geld bekommt ihr etwas ab. Das ist jedenfalls mehr als das, was die

Dann fingen sie an zu arbeiten. Sie saßen nebeneinander auf Bänken und teilten sich selbst die Arbeit ein. Der eine sollte eine Palme herstellen, der andere ein Kamel, der dritte eine Sonne. Die Ergebnisse waren frappierend, und die Teppiche wurden bald in einer solchen Menge verkauft, dass die Herstellung damit kaum Schritt halten konnte.

Psychologen haben sich mit der Intuition und der Fantasie dieser Kinder befasst. Sie stellten fest, dass die Kinder wahrscheinlich in ihren Genen Erinnerungen bewahrt haben an die Kunst des alten Ägypten!

Fotos: Erhard Kayser



Gewebte Teppiche





Ab 25 Euro

Richtig sparen mit
dem EnergieCheck

www.stadtwerke-unna.de/energiecheck-vor-ort



**DR. COEN'S RING APOTHEKE
und APOTHEKE BERLINER ALLEE**



**Dr. Coen's
Apotheken:**

**40 kluge Köpfe
kümmern
sich um Ihre
Gesundheit!**

Apotheker Dr. Matthias Coen EK

59423 Unna-Mitte

59425 Unna-Königsborn

Bahnhofstraße 41

Berliner Allee 20-22

Tel.: 02303-12244

Tel.: 02303-61616

UKBS trifft mit Solarhaus den aktuellen Zeitgeschmack



Mit einem virtuellen Spatenstich hat die in der Kreisstadt Unna ansässige Unnaer Kreisbau- und Siedlungsgesellschaft (UKBS) jetzt den Start freigegeben für eines der spektakulärsten Bauprojekte des Unternehmens. In der Nachbarstadt Unnas, nämlich in Kamen, soll auf dem Gelände an der Wilhelm-Bläser-Straße/Höhe Eilater Weg ein Solarhaus entstehen, das mit seiner Eispeicher-Technik als Wärmeerzeuger schon jetzt für Aufsehen in der Fachwelt sorgt. Ein offizieller Spatenstich soll dann im Sommer nachgeholt werden – vorausgesetzt, die Corona-Pandemie ist bis dahin abgeklungen.

Auf dem Gelände eines ehemaligen Beachvolleyball-Platzes wird die UKBS nach Auskunft von Geschäftsführer Matthias Fischer diesen Komplex in sogenannter Hybridbauweise errichten, d. h., es handelt

sich um eine Mischbauweise aus Massivbau und Holzarchitektur. 30 neue Wohnungen sollen hier entstehen, mit deren Fertigstellung das kommunale Wohnungsbaunternehmen Ende 2021 rechnet.

Der viergeschossige Gebäudekomplex enthält dann barrierefreien 2- bis 4-Zimmer-Wohnungen zwischen 48 und 100 Quadratmetern. Zudem sind eine Tiefgarage und 48 Außen-Stellplätze für Kraftfahrzeuge vorgesehen. Insgesamt investiert die UKBS in das Bauvorhaben 10,4 Millionen Euro und ist sicher, dass die zeitgemäßen Wohnungen förmlich im „Handumdrehen“ vergeben werden können; denn schon heute melden sich die Interessenten in großer Zahl. Für UKBS-Chef Fischer der Beweis dafür, „dass wir mit diesem Angebot den Zeitgeschmack getroffen haben“.

www.ukbs.de

UKBS
Ihr guter Nachbar



Wohnen mit Service

Mit der UKBS kann das Wohnen im Alter so einfach sein:

- ▶ Wohnen mit Service – vergünstigte haushaltsnahe Dienstleistungen für alle UKBS-Mieter ab 70 Jahren
- ▶ Mieterbetreuung und Hausmeisterservice
- ▶ persönliche Ansprechpartner
- ▶ günstiges Preis-Leistungs-Verhältnis



Friedrich-Ebert-Straße 32
59425 Unna
Tel.: (+49) 2303 28 27-0
Fax: (+49) 2303 28 27-99
E-Mail: info@ukbs.de